

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

Novelle von S. Juschkewitsch*)

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von N. Lampert.

Mose Biltrot, oder einfach Mose, war Stellenvermittlerin, und in ihrer großen und leeren, schuppenähnlichen Stube, die gleichzeitig als eine Art Bureau diente, gingen von früh bis spät viel Weiberfolk aus und ein. Aber Frau Biltrot war nur selten zu Hause zu treffen. Sie hatte viel Geschäftsverbindungen an allen Enden der Stadt, und der Tag war ihr fast zu kurz, um überall rechtzeitig hinzukommen — um so mehr, als sie immer zu Fuß ging, dabei aber nicht mehr ganz jung war, um rasch vorwärts zu kommen. Sie war Witwe. Ihren Mann hatte sie schon vor fast dreißig Jahren begraben, aber wie die meisten jüdischen Frauen, wollte sie nicht wieder heiraten, obwohl es an Bewerbern nicht gefehlt hatte.

Ihre ganzen Mühen und Sorgen galten allein ihrer einzigen Tochter, die mit einem schwindfüchtigen Tischler verheiratet war, und alles was Mose verdiente, wurde für die Erhaltung seiner Gesundheit für Ärzte und Apotheker ausgegeben. Erst vor zehn Jahren hatte sie zur Stellenvermittlung gegriffen, sie sozusagen von ihrer älteren Schwester geerbt, die eines unerwarteten Todes starb, obwohl ihr Neufertes ein mindestens hundertjähriges Leben zu versprechen schien.

Frau Biltrot, die nach dem Tode ihres Mannes eine lange Reihe schwerer, hungrierer Jahre durchgemacht hatte, war diesmal rasch getröstet und ging mit Feuereifer ans Geschäft. Zuerst wollte es nicht recht klappen, aber sie verlor den Mut nicht und harte aus, bis es endlich doch ging. Nach und nach erweiterte sie den Kreis ihrer Bekanntschaften und eroberte sich im Lauf der Jahre eine so feste Position, daß sie in den besten Häusern der Stadt geradezu unentbehrlich geworden war und daß man sich eher an sie, als an irgendein großes Bureau wandte. Selbst in der tollsten Zeit, wenn die Nachfrage nach Ammen enorm war, geriet Mose nie in Verlegenheit, und als in allen Wöchnerinnenheimen und Bureaus die Ammenlieferung stockte, konnte man durch Mose genau so leicht Ammen beziehen, wie sonst. Im Frühjahr besonders war sie unübertrefflich, wenn es galt, weibliche Diensthoten zu vermitteln — denn im Frühjahr führen viele Mädchen und Frauen, die sich während des Winters einiges gespart hatten, wieder nach Hause aufs Land. Kurz, Mose galt als Talent, als Verühmtheit in vielen Kreisen der Stadt und wurde auch von denen, die in Dienst gehen wollten, sehr geschätzt.

Wie gesagt, wurde ihr ganzer Verdienst gleichsam von einem Faß ohne Boden verschlungen, und da sie selbst nicht habfüchtig und gegen äußere Bequemlichkeiten durchaus gleichgültig war, so lebte sie ein sonderbares, verwildertes Leben.

*) Der Name des Autors der vorliegenden Novelle hat in Ausland einen guten Klang. S. Juschkewitsch gehört zu den Vertretern jener Richtung der russischen modernen Literatur, die vor allem die soziale Seite des Lebens zu erfassen und in künstlerische Form zu gießen sucht. Die Werke Juschkewitschs, von denen außer „Ita Haine“ noch besonders „Die Juden“ und „In der Stadt“ zu nennen wären, atmen ein heißes Mitgefühl mit den Unterdrückten und Entehrten der heutigen Gesellschaft, deren Krebsgeschäden ihm nicht verborgen geblieben sind, und diese Seite seines Schaffens ist es, die ihn von der russischen Kritik den ehrenvollen Namen „Sänger des menschlichen Leids“ eingebracht hat. Das Milieu, dem Juschkewitsch seine Aufmerksamkeit vorwiegend zuwendet, sind die unteren und untersten Schichten der jüdischen Bevölkerung, die in den Städten des südlichen und nordwestlichen Russlands in unsäglichem Elend dahinsiebt. Ihre Leiden haben in ihm einen berechneten Schilderer gefunden. In brennenden Farben entwirft er Bild um Bild aus diesen, den deutschen Leser so fremdartig anmutenden Milieu, versteht aber zugleich die angeschnittenen Fragen aus dem engen Rahmen eines kleinen Lebensausschnittes zu heben und ihnen höhere, allgemeinere Bedeutung zu verleihen. Ein ganz besonderes Gepräge aber erhalten die Werke Juschkewitschs durch seine Sprache, die der Eigenart des geschilderten Milieus entspringt, und die zu wahren der Uebersetzer nach Kräften bemüht war.

Der Uebersetzer.

Sie bewohnte ein riesengroßes Zimmer, das beinahe als Tanzboden hätte benutzt werden können und dessen ganze Ausstattung aus einem großen, nie geheizten Ofen, einer breiten, hölzernen, notdürftig mit einer kurzen, schmutzigen Decke bedeckten Bettlade, einem Tisch und einigen langen Bänken bestand, die hauptsächlich für die wartenden Frauen bestimmt waren. Da es aber immer sehr viele Frauen gab, so fand immer ein Teil von ihnen an den Wänden umher, ander-, mit Säuglingen im Arm, saßen einfach auf dem Fußboden; doch fühlte sich Mose durch diese Unordnung und dies Gedränge gar nicht belästigt, im Gegenteil, sie waren ihr sogar angenehm. Selbst der Höllenlärm, dank dem man sich kaum verständigen konnte, war ihr lieb, und sie fühlte sich ganz besonders gut aufgelegt, wenn sie, um überhaupt gehört zu werden, aus Leibesträften schreien mußte. Schon am frühen Morgen verließ sie ihre Wohnung, aber kehrte regelmäßig alle zwei Stunden für ein paar Minuten zurück, um einen neuen Trupp Frauen mitzunehmen, mit denen sie wieder davon trabte. Untertwegs suchte sie ihnen in allen ihr zu Gebote stehenden Sprachen — bald russisch, bald kleinrussisch, bald jüdisch und sogar polnisch — zu erklären, wie sie sich den mietslustigen Herrschaften gegenüber zu verhalten hätten. Die Reihen der Uebriggebliebenen schlossen sich enger, und der Lärm der lauten Unterhaltung und des Kindergeschreies wechselte nur seinen Platz. Statt der fortgegangenen Frauen kamen neue, und der Lärm verstummte auch nicht für einen Augenblick. Man redete hier laut, suchte einander zu überschreien, verstand sich doch, zankte und vertug sich inmitten des Geschreies der Säuglinge, stillte seinen Hunger mit trockenen Kringleln oder Brot, löschte den Durst aus der Wasserleitung, die sich im Zimmer befand, schimpfte miteinander, rannte hin und her, wusch die Kinderwindeln, kehrte den Fußboden, und jede Frau gebärdete sich, als ob sie die alleinige Inhaberin der Wohnung wäre, die übrigen aber nur angenehme oder auch unangenehme Gäste. In diesem Hin und Her verging der Tag rasch und unmerklich, alles was den Tag über getan werden mußte, wurde getan, und der folgende brachte nichts Neues mehr. Die Wellen der Stadt wogten gleichmäßig auf und ab, verschlangen eine bestimmte Zahl Lohnsklavinnen oder warfen sie wieder aus, und die Gassen in der Weststadt gearbeitet hatten, kamen heute nach der Nordstadt. So drehte sich dieses Rad tagaus, tagein, die Speichen bald oben, bald unten und brachte allen eine verhältnismäßig gleiche Summe von Freud und Leid. An einem Wintermorgen, der so kalt war, daß die Tauben und Späken tot umfielen und auf den Straßen der Stadt offene Feuer brannten, damit die Vorübergehenden sich wärmen konnten, trat Ita Haine in die Wohnung der Vermittlerin.

Es waren noch wenig Leute da. Neben dem kleinen Ofen, worin ein lustiges Feuerchen fladerte, saßen einige Frauen bei einer wichtigen Beschäftigung. In der heißen Asche des Ofens hatten sie ein paar Kartoffeln geröstet; jetzt aßen sie sie vorsichtig, indem sie jede einzelne in zwei Hälften teilten und auf die verbrannten Finger bliesen. In der Stube war eine drückend-trockene Luft, noch verschlechtert durch den Geruch des glühenden Eisens. Rechts an der Wand lagen auf dem Fußboden die Kinder und schliefen sanft. Frau Biltrot saß in eigener Person auf ihrem schier eisenbahnwagengroßen Bett und trank Tee. Als Haine eintrat, drehten sich alle um, um sie durch irgendeinen Zufall zu begrüßen, aber da niemand sie kannte, so hörten alle auf zu essen und zu schwätzen und starrten sie neugierig an. Mose sorgte sofort für die nötige Ordnung:

„Steh doch nicht auf der Schwelle und mach die Tür zu. Wir sind, Gott sei Dank, nicht im Sommer.“

„Sind Sie die Vermittlerin?“ fragte Haine, nachdem sie dem ergangenen Befehl gehorsam nachgekommen war.

„Ich bin's, und was willst Du?“

Ita bekam plötzlich Lust zu weinen, so beneidete sie alle um die Wärme und um die Kartoffeln, die manche der Anwesenden aßen. Längst war es bei ihr zu Hause nicht mehr so behaglich gewesen.

„Was willst Du von mir?“ wiederholte Mose, denn sie vermutete in Ita eine der Bettlerinnen, die den Weg zu ihr gut kannten.

Was sie will? Wenn man mit einem kleinen Kind bei so einem Wetter zur Vermittlerin kommt, so natürlich nicht, um „Guten Tag“ zu sagen. Weiß Gott — keine große Kunst: zu erraten, was sie will.

Das in Lumpen und ein dickes Tuch gehüllte Kind fing an zu schreien und unterbrach ihre Antwort. Es schrie, nach seiner Gewohnheit, aus vollem Hals, ohne zu ahnen, wo es sei, suchte mit geschlossenen Augen die mütterliche Brust und strampelte ungeduldig mit Beinchen und Armchen. Da aber Ita bei ihrer Ankunft ihm die Brust fortgenommen hatte, so fand es sie nicht so rasch, wie es wollte, und fing noch durchdringender zu schreien an, so daß der Mutter vor Scham die Tränen in die Augen traten. Rose rückte bereits unzweideutig auf ihrem Platz hin und her.

„Er ist bei mir ein bißchen verwöhnt,“ suchte Ita mit schuldbehaftetem Lächeln ihren Vuben zu rechtfertigen. „Früher,“ hier stockte sie einen Augenblick, „hat mein Mann in einer Zündholzfabrik gearbeitet, und ich habe den Haushalt besorgt. Aber der Fabrikant hat bankrott gemacht, und mein Mann blieb ohne Arbeit. Ich aber war nach der Niederkunft zwei Monate krank und lag zu Bett, da haben wir, d. h. ich, das Kind verwöhnt. Sein erstes Kind liebt man ja wie sein eigenes Leben,“ entschuldigte sie sich wieder. „Ich werde es gleich beruhigen.“

Geschick machte sie das Kleid auf und legte das Kind an die Brust. Wie durch einen Zauberwink verstummte sofort der Vube. Ita aber sagte einfach:

„Da sehen Sie's. So macht er's immer. Er hätte wohl am liebsten in der Milch drin geschlafen, so gern hat er sie.“ Sie lächelte gutmütig, strich über das Händchen des Kleinen, das auf ihrer Brust lag, knüpfte ihren Schal auf und suchte mit den Augen einen freien Platz, um sich zu setzen. Das unheimlich sympathische Gesicht und die ruhige Geschäftigkeit der noch ganz jungen Frau gefielen Rose auf den ersten Blick. Sie räumte ihr einen Platz neben sich ein und besah flüchtig das Kind.

„Ist es Dein erstes?“ fragte sie. „Wie heißt Du?“

„Ita.“

„Ita? Gut, das klingt nicht besonders jüdisch. Jetzt sind jüdische Namen nicht mehr mode, und das könnte Dir schaden. Sogar ich selbst nenne mich Rose, obwohl ich alt bin und es nicht brauchte — eigentlich heiße ich Reisi. Unseren Damen gefallen die jüdischen Namen nicht mehr. Na, lassen wir's. Willst Du hier in der Stadt dienen, oder auch auswärts, wenn sich was bietet?“

„Ich möchte lieber hier . . . Ich habe . . . einen Mann.“

„Habt Ihr Hochzeit gehabt?“

Ita errötete und antwortete nichts.

„hm . . . hm . . .“ sagte Rose langsam, „also so wie's Gott nicht geheißsen hat?“

Ita senkte den Kopf und starrte beharrlich nach der Ecke, als ob es dort etwas Interessantes zu sehen gäbe.

„Du sagst, es ist das Erste? Besser, es wäre das zweite Kind. Wie steht's mit der Milch?“

„Die Milch ist gut! Seht nur den Jungen an. So eine gute Milch hab' ich, weiß selbst nicht woher. Ich esse ja fast gar nichts, und das Kind . . . — da seht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Internationale zahnärztliche Kongreß.

Im Reichstagsgebäude findet diese Woche hindurch ein internationaler zahnärztlicher Kongreß statt, zu dem über 2000 Zahnärzte versammelt sind. Zum ersten Male findet dieser Kongreß, der nur alle fünf Jahre einmal abgehalten wird, auf deutschem Boden statt. Es war für die deutsche Zahnärzteschaft kein geringes Wagnis, das Ausland zu einer derartigen Veranstaltung großen Stils nach Berlin einzuladen. Denn die Zahnheilkunde gehört in Deutschland, speziell in Preußen, zu den Stiefkindern der Unterrichtsbehörden, die nur wenig auf Förderung und Unterstützung der maßgebenden Stellen rechnen dürfen. Die Kulturzwede leiden ja nach dem bekannten Wort nicht, nur Geld darf es nicht kosten! So kam es, daß die deutsche Zahnärzteschaft in ihrer praktisch-wissenschaftlichen Ausbildung hinter den Zahnärzten anderer Länder, speziell Amerikas, zurückbleiben mußte. Vergleicht man die prächtigen, mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Institute der besseren amerikanischen Universitäten mit dem alten baufälligen Hause in der Dorotheenstr. 10, in dem noch jetzt das Zahnärztliche

Institut der Königl. Universität der Reichshauptstadt Berlin sich befindet, so wird man verstehen, welcher Anstrengungen der deutschen Zahnärzte es bedurfte, wenn sie nicht in ihren Leistungen immer wieder zurückbleiben wollten. Eine große Zahl der besten deutschen Zahnärzte ging nach Amerika, eignete sich dort alles nötige Können an und machte dann nach ihrer Rückkehr die neuen Methoden weiteren Schüler- und Freundeskreisen bekannt; die ältere Generation der zahnärztlichen Universitätslehrer, die vielfach die modernen Errungenschaften der mächtig aufstrebenden zahnärztlichen Wissenschaft und Praxis nicht mehr sich aneignen konnte, machte jüngeren geschulten Kräften Platz. Allmählich bequemen sich auch die Regierungen, angeregt durch die umfassenden Statistiken über Zahnverderbnis, die geradezu erschreckende Ergebnisse hatten, dazu, etwas mehr für die Zahnheilkunde zu tun; neue Institute entstanden, in Schule und Armeekorps wurde vielfach zahnärztliche Fürsorge eingeführt, und wenn das alles bisher auch noch in engen Grenzen geschah, so ist doch der Wille, bessernd einzugreifen, nicht zu verkennen.

Nun wollte die deutsche Zahnärzteschaft einmal den Beweis führen, daß sie auf der Höhe steht und den Vergleich mit anderen Ländern nicht mehr zu scheuen braucht. Darum lud sie auf dem internationalen Kongreß in St. Louis 1904 die gesamte Zahnärzteschaft für den nächsten internationalen Kongreß nach Berlin ein.

Und schon jetzt steht es fest, daß der Kongreß einen vollen Erfolg für die deutschen Zahnärzte bedeutet. Zunächst in äußerlicher Hinsicht, denn die Beteiligung des Auslandes ist über Erwarten groß; selbst aus den entlegensten Ländern (Cuba, Japan, Queensland usw.) sind offizielle Delegierte gekommen; außerordentlich groß ist auch die Zahl der angemeldeten Vorträge, die zirka 360 betragen und sich auf 12 Sektionen verteilt. Das dem Laien so klein erscheinende Gebiet der Zahnheilkunde ist in Wirklichkeit so umfangreich, daß der einzelne nicht mehr imstande ist, alle Gebiete der Zahnheilkunde in gleicher Weise zu beherrschen; die Spezialisierung hat auch hier Platz gegriffen. Schon die Titel der 12 Sektionen werden auch dem Laien einen Begriff hervoorgeben. Die erste Gruppe umfaßt die Anatomie und Physiologie (d. h. den normalen Bau und das Leben) der Zähne, Kiefer usw., die zweite die Pathologie und Bakteriologie, d. h. die Lehre von den Erkrankungen und den Krankheitsserregern; die dritte die Chirurgie des Mundes und der Kiefer; die vierte die Kiefer- und Zahnregulierung, d. h. die Methoden und Apparate, die die unregelmäßige Stellung der Zähne resp. Kiefer in eine normale verwandeln. Die fünfte Abteilung umfaßt das große Gebiet der konservierenden Behandlung der Zähne, das Füllen oder plombieren, wie es nach schlechtem alten Brauch noch genannt wird; die sechste den künstlichen Zahnersatz durch Platten und durch Kronen und Brücken. Die siebente Gruppe führt die Ueberschrift: Photographie in der Zahnheilkunde als Forschungs- und Lehrmittel (Mikroskopische, Makroskopische Photographie, Stereoskopie, Röntgenphotographie und Farbenphotographie). Die achte Gruppe umfaßt das gesamte zahnärztliche Unterrichtsweesen; die Hygiene des Mundes und der Zähne ist in der neunten Gruppe vertreten. Die zehnte und elfte Gruppe sind Geschichte der Zahnheilkunde und gerichtliche Zahnheilkunde; die zwölfte Abteilung endlich ist Literatur der Zahnheilkunde und Zeitschriftenwesen.

Was aber dem Kongreß eine besondere Bedeutung gibt, ist die mit ihm verbundene Ausstellung, die in der Wandelhalle und den angrenzenden Sälen Aufstellung gefunden hat. Während die Vorträge zum größten Teil nur für den Fachmann Bedeutung haben, ist hier zum ersten Male das ganze Gebiet der Zahnheilkunde in übersichtlicher Weise durch eine ebenso reiche wie sorgfältige Auswahl von Präparaten, Modellen, Instrumenten und Abbildungen dargestellt, so daß auch der Laie sich leicht einen Ueberblick verschaffen kann. Die Ausstellung ist gleichfalls nach den oben aufgezählten Gruppen geordnet und ein 137 Seiten starker Führer erleichtert dem Besucher das Zurechtfinden. In der Wandelhalle und dem Mittelsaal haben die Behörden, Institute und Zahnärzte ausgestellt, in den Nebensälen ist der industrielle Teil der Ausstellung untergebracht, in dem über 100 Firmen ihre Erzeugnisse ausgestellt haben. Das Hauptinteresse konzentriert sich natürlich auf den wissenschaftlichen Teil der Ausstellung, in dem fast alles vertreten ist, von uralten, zirka 3000jährigen Gebissen und altertümlichen Instrumenten zur Behandlung der Zähne bis zu dem elegantesten modernen Zahnersatz und Instrumentarium, von den riesigen Zahngebilden des Mammutelphanten und der Ungetüme der Tertiärzeit, wie von den Zahn- und Kieferresten des ältesten bisher aufgefundenen Menschen an bis zu dem durch Vererbung, mangelhafte Nahrung, allgemeine Krankheit und andere Ursachen oft gänzlich zerfallenen Gebiß des heutigen Menschen, das dann durch zahnärztliche Kunst wieder aufs schönste hergestellt ist. Sehr interessieren werden den Laien auch die sogenannten Moulagen, das sind Nachbildungen in bemaltem Wachs, die von den aller-verschiedensten Krankheiten der Haut, des Schädels, der Mundhöhle usw. ausgefüllt sind; unter diesen nehmen einen großen Raum auch die vielfachen Erscheinungen der Syphilis ein. Freilich gehören oft starke Nerven zur Betrachtung der schrecklichen Verheerungen, die von Syphilis, Krebs, Lupus und anderen Krankheiten im Gesicht und Körper des Menschen angerichtet werden, und mancher Laie wird sich voll Ekelts da abwenden, wo der Arzt und Zahnarzt durch ständige Behandlung derartiger Erkrankungen abgehärtet ist.

Viele Errungenschaften der modernen Zahnheilkunde sind freilich nur für solche Zeitgenossen da, die, wie kürzlich ein Reichstagsabgeordneter so schön sagte, unter der Last des Reichthums zu leiden haben; insbesondere der moderne Zahnersatz durch Brücken und Kronen wird wohl noch lange für die wohlhabenderen Klassen reserviert bleiben, während der Arbeiter mit dem Vorlieb nehmen muß, was ihm von den Krankenkassen gewährt werden kann. Aber auch das ist nicht wenig und wird in Zukunft noch mehr werden, wenn mit dem steigenden Verständnis für die gesundheitliche und ästhetische Bedeutung guter Zähne in der Arbeitererschaft noch mehr Wert auf die Erhaltung der Zähne gelegt werden wird. Wenn der Arbeiter sich erst einmal daran gewöhnt haben wird, nicht erst auf Zahnschmerzen zu warten, sich dann die Zähne ausziehen und event. durch Kautschukzahnersatz ergänzen zu lassen, sondern die eigenen Zähne vor Eintritt von Schmerzen durch Füllung erhalten zu lassen, so wird schon viel erreicht und zur Hebung der Volksgesundheit ein wesentlicher Schritt vorwärts getan sein. Denn auch der Laie weiß, welche Bedeutung gesunde Zähne für die Erhaltung des Körpers zukommt. Die Aufklärung über die Wichtigkeit dieser Dinge dringt in immer weitere Kreise und weckt Interesse und Verständnis dafür.

So darf denn auch die Ausstellung ein über die Kreise der Fachmänner hinausgehendes Interesse beanspruchen. In dieser Erkenntnis hat man sich dazu entschlossen, sie von Sonntag bis Mittwoch nächster Woche von 9—6 Uhr auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Lebhaft zu bedauern ist nur das hohe Eintrittsgeld von einer Mark, das viele, die sonst gewiß gern den Besuch der Ausstellung mit dem des Reichstagsgebäudes verbunden hätten, zurückhalten wird.

Welche bleibende Bedeutung dem Kongreß in wissenschaftlicher, praktischer und sozialer Beziehung zukommt, das wird sich erst feststellen lassen, wenn die gesamten Verhandlungen im Druck vorliegen. Sicherlich wird aber der Löwenanteil an dem Erfolge der deutschen Zahnärzteschaft zufallen, die qualitativ wie quantitativ fast in allen Fächern voransteht. Zum Teil hängt das ja damit zusammen, daß der Kongreß eben in Berlin stattfindet, und erst der nächste im Ausland stattfindende Kongreß wird es lehren, ob es diesmal mehr als ein Scheinerfolg der deutschen Zahnärzte gewesen ist.

Die freie Volksbühne.*)

Ihre Geschichte, ihr Wirken, ihre Ziele.

In weniger als Jahresfrist wird unsere Volksbühne ihr 20jähriges Jubiläum feiern dürfen. Aus kleinen Anfängen erwachsen, hat dieses Unternehmen der Berliner Arbeitererschaft, in dem das Bildungsstreben, der Drang nach seelischer Bereicherung und Kultur, getragen von dem mächtigen Strom der allgemeinen proletarischen Bewegung, einen so markanten und verheißungsvollen Ausdruck gefunden, sich kraftvoll entwickelt. Die Hoffnungen, die die Gründer auf die regame Empfänglichkeit in unseren Reihen setzten, haben recht behalten, ja die rasche, von keinerlei Rückschlägen unterbrochene Ausbreitung des Vereins hat die Erwartungen wohl auch der kühnsten Optimisten von damals übertroffen. Aber freilich, jene Blüte einer neuen Dichtung, die sich Ende der achtziger Jahre anzukündigen schien, — einer Dichtung, die den Gehalt der neuen Zeit, ihres Denkens und Fühlens, weit ab von allen ausgefahrenen Gleisen in lebensvollen Bildern widerspiegeln würde und der vor allem unsere von jeder Fessel der Genur befreite Bühne zur Stätte dienen sollte, hielt nicht, was sie versprach. Ibsen hatte, als unser Verein entstand, sein Größtes bereits gegeben und Hauptmanns junge Kraft erklimmte den Gipfel ihres Könnens in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, dann senkte sich seine Bahn. Und doch war er der unvergleichlich Reichste aus dem Kreise der Jungen, die damals, aller toten Konvention den Krieg erklärend — „modern, modern sei der Poet, modern vom Scheitel bis zur Sohle“, sang Arno Holz in seinem „Buch der Zeit“ — zur Bühne drängten. Manah interessanter Wurf gelang, indessen das soziale Drama großen Stils, das sich an innerer Bewegtheit, komprimierter Spannung, an Reichtum der Gedanken und Gestalten neben Ibsens bürgerliche Familiendramen oder Zolas Germinalroman hätte stellen können, blieb aus. Auch Hauptmanns padendes Weberstück malte nur das Elend, nicht die von Zukunftskeimen geschwollene Kraft des aufwärtsstrebenden Proletariats.

Wenn in der Technik und einem großen Teil der Wissenschaften das Bedürfnis nach Lösung bestimmter Aufgaben, für die die Zeit gekommen, auch zugleich die Männer und Talente zu schaffen scheint, die das Notwendige vollbringen, so kann von einer solchen Sicherheit des Fortgangs auf den Gebieten künstlerischen Schaffens nicht die Rede sein. Dort sind die Linien und Methoden vorgezeichnet, es ist ein gegenseitiges Sich-in-die-Hande-Arbeiten, ein Keßelstreiben.

*) Die Freie Volksbühne eröffnet am Sonntag ihr neues Spieljahr gleichzeitig im Lessing-Theater und Neuen Schauspielhaus. Aus diesem Anlaß mag der von Konrad Schmidt verfaßte Rückblick, der in dem neuen Jahrgang der „Freien Volksbühne“ veröffentlicht wird, auch hier eine Stätte finden.

das seine Ringe eng und enger zieht, bis die umlagerte Erkenntnis sich dem vereinigten Bemühen ergeben muß. In der Kunst, wo mittelmäßige Talente, die in dem Rahmen wissenschaftlicher Kooperation wohl ein nützliches Scherflein zu dem endlichen Erfolge beisteuern, es zu keinerlei fruchtbarer Leistung bringen können, hängt, so viele Anregungen aus dem Milieu und dem Geiste der Zeit nach einer Richtung drängen, die Erfüllung doch schließlich immer von dem unberechenbaren Auftreten wirklich genialischer oder doch original selbständiger Begabungen ab. Die reichste dichterische Ernte — das Beispiel unserer deutschen klassischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zeigt das zur Genüge — kann auf einem politisch und sozial noch dürren unfruchtbaren Boden wachsen, wie umgekehrt gewaltige, ein ganzes Volk in seinen Lebenstiefen aufrüttelnde Umwälzungen, gleich der französischen Revolution, manchmal vorüber rauschen, ohne einen Ausdruck ihres Wesens in machtvoll-poetischen Werken zu hinterlassen. Nach jenem Aufschwung, in dem das Drama einen engeren Abschluß an bedeutame Ideen und Strömungen der Gegenwart zu suchen schien, ist jetzt Erschlaffung und ein unsicher tastendes Experimentieren in allen möglichen Stilarten eingetreten — eine Mode, die von vielen ihrer Mitläufer und ästhetisierenden Zeichendener als Ueberwindung des Naturalismus ausgerufen wird, aber in Wahrheit nichts anderes beweist, als daß es Augenblicklich an Poeten fehlt, die soviel inneren Gehalt und Konzentrationsvermögen besitzen, um in dem Rahmen naturalistisch-dramatischer Form Bedeutames gestalten zu können. In der Zwischenzeit, bis die Erhofften kommen, wird unsere Bühne fortfahren, wie bisher das Erbe an Tüchtigem und Gutem zu pflegen und es durch eine Auswahl charakteristisch interessanter Proben aus der bunten Mannigfaltigkeit des dramatischen Schaffens überhaupt zu ergänzen.

Es ist nur noch eine verhältnismäßig kleine Zahl der Mitglieder, welche die ganze Geschichte unseres Vereins miterlebt haben. Die meisten kennen ihn nur als etwas längst Fertiges, Selbstverständliches, als ein Unternehmen, dessen Darbietungen sie mit Genuß und Teilnahme, je nachdem auch mit kritischen Einwendungen und Bedenken, wenn eines der gewählten Stücke nicht ihren Beifall fand, verfolgen. Alles was sich durcheinert und Bestand gewinnt, wird ein Gewöhnliches, dem man nicht weiter nachsint. Anders damals, als der Gedanke zuerst an die Massen herantrat! Es war in den letzten Jahren des Sozialistengesetzes, unter dessen brutalen Vergewaltigungen sich die Partei nur immer geschlossener und mächtiger entwickelt hatte, in einer Zeit freudigen Triumphgefühls und angemessenen Hoffens, die für jene, welche damals jung in der Bewegung standen, noch heut in der Erinnerung von einem eigenartigen Schimmer Poesie umflossen ist. Mit beflügelter Schwungkraft schien alles vorwärts, großen Entscheidungen entgegen zu treiben. Die Marx-Engelsche Gedankenwelt mit ihren grandiosen Entwicklungs-Perspektiven, ihrer überraschenden Vereinigung realistischer und idealistischer Gedankengänge — früher die geistige Nahrung kleinerer Zirkel — drang nun, die hergebrachten Anschauungen von Grund aus revolutionierend, in immer breitere Schichten der Partei. Insbesondere die von Schippel geleitete „Volkstribüne“ war in Berlin in diesem Sinne tätig. Eifrig als bedeutames Zeichen der Zeit wurde daneben die Gärung in der Literatur, die in erster Reihe an die beiden großen Namen Ibsen und Zola anknüpfte, beobachtet. Des Norwegers Wahrheitsforderung, sein Aufruf zur Emanzipation der Persönlichkeit von dem Gespensterbolle ererbter geheimer übernommener Meinungen, des Franzosen finsternommentrale, überall auf ökonomische Hintergründe und die Massenstruktur zurückgreifende Gesellschaftsbilderung fand bei der Stimmung in den vorgeschrittenen Kreisen der Bewegung regste Sympathie. So bedurfte es nur noch des Anstoßes durch die von Brahm und Schlenker im Herbst 1889 gegründete „Freie Bühne“, die, durch ihre Vereinsform vor der Genur geschützt, Hauptmanns soeben erschienenen bahnbrechendes Erstlingswerk, mit dem recht aus der Zeit gegriffenen Titel „Vor Sonnenaufgang“, zur Aufführung brachte, um die Form zu finden, in der das neue von so starken Unterströmungen getragene Literaturinteresse der Arbeiter die verschlossenen Bühnenportalen sprengen konnte. Im März 1890 erschien im „Berliner Volksblatt“, dem späteren „Vorwärts“, Bruno Wille's Aufruf zur Gründung einer „Freien Volksbühne“. Er hebt den Gegensatz hervor zwischen der Wirklichkeit der kapitalistisch organisierten auf äußerliche Kassenerfolge erpichten Abendreize von der Genur abhängigen Theater und einer Schaubühne, wie sie dem Bildungsdrange der Arbeiter entsprechen würde, und schlägt die Gründung eines Arbeitervereins nach dem Vorbilde der bürgerlichen „Freien Bühne“ vor mit ganz kleinen Monatsbeiträgen, der durch seine Leiter Aufführungen künstlerisch wertvoller und freierlicher Dramen für die Mitglieder veranstalten soll.

Die Idee fand, wie nicht anders zu erwarten, weithin lebhaft Zustimmung; ein Komitee trat zusammen und Ende Juli wurde in einer von 2000 Personen besuchten Volksversammlung im Wöhrmischen Brauhaus nach einem Vortrag, in dem Wille das Nähere über das künstlerische Programm und den Organisationsplan auseinandersetzte, unter allgemeiner Begeisterung die Konstituierung des Vereins beschlossen. Eine Woche später konnte bereits die erste Mitgliederversammlung stattfinden, die Bruno Wille, Karl Wilsberger, Julius Furt, Kurt Baake, Richard Waginski, Wilhelm Bölsche, Konrad Schmidt, von Mitsparreigenossen Otto Brahm, den späteren Direktor des Deutschen, jetzt des Lessing-

Theater und den bekannten Künstler Julius Hart in den Ausschuss wählte. Für die Mitgliedsbeiträge beschloß man einen Einheitspreis und dementprechend die Verlagerung der Plätze vor jeder Vorstellung, da es der Würde einer freien Volksbühne nicht entspreche, daß über die Rangordnung der Mitglieder zu den Vorstellungen das Geld entscheide. Für die Aufführungen wurden ein Gedanke, der sich ebenfalls sehr gut bewährte, die freien Sonntagsnachmittage, an denen die Berliner Theater damals noch keine öffentlichen Vorstellungen zu geben pflegten, in Aussicht genommen; durch die Generalversammlung gewählte Ordner und Abenteu sollten für die Ordnung bei den Vorstellungen im Theater und bei den Festen haften. Von dem ursprünglichen Plane, die gewählten Dramen vorher durch Vorträge in den Mitgliederbesammlungen erläutern zu lassen, nahm man später Abstand und wies, was einfacher und praktischer war, die Aufgabe gedruckten Bühnenheften zu.

Ein Hofen war es, mit dem der Verein dann im Oktober seine Vorstellungen im schmucklosen Ostend-Theater eröffnete: „Die Sünden der Gesellschaft“. Es folgten Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, Schillers revolutionäre Jugenddramen „Kabale und Liebe“ und „Münch“ und Sudernmanns, des damals literarisch ebenso überschüteten wie später unterschätzten, „Ehre“. Das nächste Jahr brachte Streitigkeiten, die zu einer Spaltung führten. Wille glaubte sich majorisiert und vertrat den doktrinareren Standpunkt, die künstlerische Leitung des Vereins sollte der demokratischen Kontrolle durch die Generalversammlung entzogen werden. Er schied aus und gründete die „Neue freie Volksbühne“, die bei andauernd schwachem Mitgliederstande sich länger als ein Jahrzehnt mühsam durchschlug, um dann in neuerer Zeit, freilich unter Kodierung ihrer früheren Geslossenheit, einen überraschenden Aufschwung zu nehmen. An Stelle Willes wurde Franz Wehring zum Vorsitzenden des alten Vereins, der die Kriege sehr schnell und glücklich überwand, gewählt. Immer neue Abteilungen konnten eröffnet werden. Für das Repertoire gab es eine Fülle aufgeschäufelten Stoffes, aus dem man nach Belieben schöpfen konnte; Schriftsteller, Schauspieler und Theaterleitungen, mit denen die Vereinbarungen seither immer schwieriger geworden, bewiesen freundschaftliches Entgegenkommen. Da intervenierte plötzlich die Polizei und verlangte, unter dem Vorgehen, der Verein stelle nur eine lose Vereinigung dar, seine Vorstellungen seien als öffentliche zu betrachten, die Einreichung der aufzuführenden Stücke bei der Zensur. Als das Gericht, an welches sich der Vorstand mit seiner Klage gegen den Knebelungsversuch wandte, die Beschwerde abwies, beschloß die Generalversammlung, da man sich dieser Bevormundung in keinem Falle beugen wollte, im Jahre 1895 die Auflösung des Vereins, dessen Mitgliederzahl eben das neunte Tausend erreicht hatte.

Doch in weniger als zwei Jahren formierten sich die Kadres der „Freien Volksbühne“ von neuem. Das Bedürfnis nach dramatischer Kunst und das Bedürfnis nach einer genossenschaftlich-demokratischen Form des Kunstgenusses, bei welcher der von den Genossen gewählte Ausschuss die Bürgschaft einer gediegenen, die künstlerischen wie die geistig freibühnen und sozialkritischen Gesichtspunkte gleichmäßig berücksichtigenden Auswahl der Stücke bot, hatte, einmal in der Arbeitererschaft erweckt, unzerstörbare Wurzeln geschlagen. Ein neues Statut, das gegenüber den erhobenen Einwendungen der geschlossenen Vereinscharakter aufs schärfste betonte, ward ausgearbeitet und sicherte die Anerkennung der Zensurfreiheit. Schon in der zweiten Saison nach der Wiedereröffnung im Jahre 1897 war unser Mitgliederstand auf 6000 angewachsen, und stieg, soweit die Vereinsleitung durch erweiterte Nachtbeiträge mit dem Theaterplatz zu schaffen vermochte, dann immer höher und höher.

So konnte im Vertrauen auf das gute Werk und die Werbekraft, die es zu Ruhm und Ehren der Berliner Arbeiter in zwei Jahrzehnten entfaltet hat, in diesem Jahre zu einer neuen und bedeutsamen Erweiterung geschritten werden. Fünfzehnhundert Tausend zählte der Verein im Vorjahre, es ist kaum geworden worden für weitere 2000 Mitglieder, die wir in unseren Reihen herzlich willkommen heißen mit dem Wunsche, die Idee der „Freien Volksbühne“ möge auch ihnen zu einer Herzenssache werden, wie sie es dem alten Stamme war.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Kurt Lampert, Bilder aus dem Käferleben. Stuttgart, Stroder u. Schwöder. (2. Vb. des Naturwissenschaftlichen Wegweisers) geb. 1,40 M.

Weder trodene Ausführungen zur Systematik der Käfer noch schulmeisterhaft-pedantische Regeln für die richtige Anlage und Einrichtung von Käferansammlungen, wie man das von früher her nicht anders von einem Käferbuch erwartet, enthält dies Büchlein, sondern wirklich Bilder aus dem Käferleben, d. h. lebenswarme Schilderungen von der mannigfaltigen Lebensweise und Entwicklung der Käfer, ihrer eigenartigen Anpassungsformen an die Umgebung, ihrer vielfältigen Wechselbeziehungen zu anderen Organismen und endlich auch ihrer Stellung im Haushalte der Natur. Alle größeren

und wichtigeren Abteilungen der Käferwelt sind dabei berücksichtigt. Eine Anzahl gutgelungener Abbildungen illustrieren die trefflichen Ausführungen. Das Büchlein ist eine treffliche Anleitung zu eigener Beobachtungen und kann allen alten und jungen Freunden unserer Käferwelt aufs Beste empfohlen werden.

C. Hennings, Die Säugetiere Deutschlands. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. (66. Band der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“.) Gebunden 1,25 M.

Zu anzehender, klar und wirklich allgemeinverständlich Weise wird der Bau und Lebensweise sowie die wirtschaftliche Bedeutung unserer deutschen Säugetiere eingehend behandelt. Das Buch will aber nicht nur eine genaue Kenntnis unserer heimischen Säugetierwelt, die uns ihrer körperlichen und geistigen Organisation nach doch so nahe steht, vermitteln, sondern vor allem auch will es das Interesse an ihr, die in so enge Beziehungen zum Menschen und seiner Kultur getreten ist, zu wecken und zu fördern suchen. Zahlreiche höchst instruktive Abbildungen erläutern die Ausführungen des Verfassers. Das Büchlein sei besonders auch den Bibliothekaren unserer Jugendorganisationen zur Anschaffung empfohlen.

R. Goldschmidt, Die Fortpflanzung der Tiere. V. G. Teubner, Leipzig. (253. Bändchen der Sammlung aus Natur und Geisteswelt.) Geb. 1,25 M.

Gleich zu Beginn der modernen biologischen Forschung ist der Gruppe der Fortpflanzungserscheinungen, die in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit aus der Fülle der Tatsachen der Biologie als die wechselvollsten und überraschendsten hervortreten, sowohl von den Forschern als auch der naturwissenschaftlich interessierten Laientwelt das lebhafteste Interesse entgegengebracht worden. Darwin selbst, der als der Begründer der modernen Biologie angesehen werden muß, hat sich aufs eingehendste mit allen Gruppen von Erscheinungen, die mit der Fortpflanzung der Organismen zusammenhängen, beschäftigt, und seitdem ist die wissenschaftliche Literatur über die Fortpflanzung geradezu ins Ungemeine gewachsen. Auch eine populärwissenschaftliche Literatur über die verschiedenen Formen dieser fundamentalen Lebensfunktion ist bald nach Darwins erstem Auftreten entstanden, aber neben nur wenigen wirklich guten Schriften finden wir da viel Mindertwertiges. Als eine Arbeit, die ruhig den erschlaffigen Werken über das Liebesleben der Tiere zur Seite gestellt werden kann, ist nun das vorliegende, reich illustrierte Büchlein zu bezeichnen, das in musterhaft klarer Weise, unter Vermeidung alles unnützen Beiwerks, auf Grund der neuesten Ergebnisse biologischer Forschung eine anschauliche Schilderung aller Arten der tierischen Fortpflanzung gibt und dabei auch eingehend die hochinteressanten und außerordentlich mannigfaltigen Formen der tierischen Brutpflege und Jugendfürsorge behandelt. Die Schrift ist wohl geeignet, wie der Verfasser wünscht, durch Verbreitung exakter Kenntnisse über ein mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehendes Tatsachengebiet die natürliche und reine Betrachtungsweise in den Beziehungen der Geschlechter zu fördern. M. G. Waage.

Meteorologisches.

Was ist Aerologie? In einer wörtlichen Uebersetzung bedeutet das neu geschaffene Wort Aerologie einfach „Luftwissenschaft“. In dieser Auffassung müßte man dazu also in erster Linie die gesamte Meteorologie rechnen, und es wäre sogar fraglich, ob die beiden Begriffe nicht als vollständig gleichbedeutend anzunehmen wären. Man hat sich nun aber daran gewöhnt, alles, was mit dem Aero... anfängt, in Beziehung zur Luftschiffahrt zu sehen, und dieser Zusammenhang besteht in der Tat auch für die Aerologie in so hohem Grade, daß es Dr. Elias in den „Illustrierten Aero-nautischen Mitteilungen“ für nötig hält, eine besondere Auseinandersetzung zwischen Aerologie und Luftschiffahrt herbeizuführen. Während der Laie vielleicht vermuten wird, daß die Aerologie erst durch die Entwicklung der Luftschiffahrt groß geworden ist, bezeichnet Dr. Elias umgekehrt, wenigstens für die Verhältnisse in Deutschland, die moderne Aerologie als die Mutter der praktischen Luftschiffahrt. In Deutschland ist die Förderung der Luftschiffahrt lange Zeit eine theoretische und akademische gewesen, und erst vergleichsweise spät hat die Förderung nach einer eingehenden Erforschung des Luftmeeres zu wissenschaftlichen Ballonfahrten Anlaß gegeben, und diese haben die sportlichen Fahrten eigentlich erst erzeugt. Aus dem Zusammenwirken von Luftschiffahrt und Aerologie sind weiterhin die schönsten Erfolge hervorgegangen, aber es scheint, daß die praktische Luftschiffahrt diese Zusammengehörigkeit der Interessen jetzt in bedenklicher Weise vergessen hat. Ebenso wie unzählige Schiffskapitäne bei ihren großen und kleinen Fahrten auf dem Ozean Beobachtungen über Witterung und Meerwasser ansühren und ihre Aufzeichnungen an die Deutsche Seemarte einliefern, so sollte auch bei Luftfahrten eine Betätigung, die zur Bereicherung der wissenschaftlichen Kenntnisse führen könnte, als eine Art von Ehrenpflicht betrachtet werden. Dann würde man vielleicht in gar nicht langer Zeit zur Begründung einer „Luftwarte“ gelangen, die für die Erforschung des Luftmeeres ebenso großes leisten könnte, wie es die Seewarte zur Erforschung der Meere getan hat.